

verstanden. Erst im Jahre 1643 wurden die heiligen Bücher wieder in die Rumänische Sprache übersetzt.

Georgius Rakoci, Fürst von Siebenbürgen, hatte sich zum evangelischen Glauben, den in jener Zeit auch ein großer Theil von Ungarn und alle Siebenbürgische Sachsen angenommen hatten, bekannt, und da er wünschte, daß auch die Rumänen seines Fürstenthums seinem Beispiele folgten, so ließ er, um dies zu erreichen, die heiligen Bücher aus dem Slavonischen in die Rumänische Sprache übersetzen. Er errichtete eine Wallachische Druckerei in Belgrad und beauftragte mit der Uebersetzung Simeon Stephan, den neugewählten Bischof der Rumänen, indem er ihm ein Privilegium verlieh, in welchem sich folgende Worte befinden: „Quod sacrosanctum Dei verbum juxta sacros Bibliorum codices tum Dominicis, quam aliis diebus festis in Ecclesiis suis tum ad funera, tum vero alibi ubicunque locorum desiderabitur, vernacula sua lingua praedicabit, praedicari- que per quosvis alios quoque pastores procurabit ac faciet.“

Dieser Schritt war eine Anregung für die Moldauer und die Wallachen. Basilius der Albaner, Fürst der Moldau, ließ im Jahre 1648 gleichfalls den Gottesdienst Rumänisch halten, und im Jahre 1697 folgten auch die Wallachen diesem Beispiele.

Ein Beweis, daß die Rumänen sich mit der Literatur beschäftigt haben, sobald sie nicht durch äußere Kriege oder den Druck der Tyrannei daran verhindert wurden, liegt auch darin, daß sie schon von sehr alten Zeiten her viele Rechts-Codices in ihrer Sprache besessen haben.

Die älteste Gesetzsammlung ist ein geistliches und politisches Buch der Rumänen, von welchem der Abt Pray spricht in seinem Buch: *Dissertationes historicae, criticae in Annalibus veterum Hunnorum etc.* Dissert. 7. § 3, pag. 139. Sie ist aus dem Griechischen in die Rumänische Sprache und von dieser in das Lateinische übersetzt; in der letzten Form trägt sie den Titel: „Regula legis voluntati divinae accomodata.“

Wann diese Gesetzsammlung des Johannes Zeminus, der von 1118 bis 1143 regiert hat, ins Rumänische übersetzt worden ist, weiß man nicht, es ist jedoch zu vermuthen, daß dies geschah, ehe die Wallachei und die Moldau als Fürstenthümer bestanden, und als sie noch dem Griechischen Kaiser unterworfen waren, also zu Ende des 12ten oder zu Anfang des 13ten Jahrhunderts. Die Rumänische Uebersetzung dieser Gesetze ist jetzt sehr selten, da sie nur im Manuscript vorhanden war.

Im Jahre 1401 veranstaltete Alexander der Gute, Fürst der Moldau, eine Sammlung von Gesetzen nach den Basiliken und bestimmte sie für sein Fürstenthum. Dieser Kodex wurde auf Befehl Basilius des Albaners in Rumänischer Sprache bearbeitet und zu Suczawa 1646 gedruckt. Der genannte Fürst, einer der größten Wohlthäter der Moldau, ließ in Suczawa eine bedeutende Rumänische Buchdruckerei errichten, in welcher alle kirchliche Bücher, die Gesetzsammlung und andere Schriften gedruckt wurden. Diese Druckerei wurde später nach Jassy gebracht.

Da der Kodex Basilikanus nicht sehr verbreitet war, so ließ Alexander Murasi durch Thomas Jarrbas den Harmonopolus 1804 in die Landessprache übertragen, und der Fürst Callimachi, welcher in der Moldau allen Dingen einen Griechischen oder vielmehr einen Phanariotischen Zuschnitt geben wollte, ließ einen neuen Kodex in Griechischer Sprache abfassen, welcher in Jassy 1816 unter dem Titel: *Kodex politicus vobis Hellenicorum in Moldavia*, mit vieler Pracht gedruckt worden ist. Ein Exemplar dieses Kodex wurde durch den Britischen General-Konsul, W. Wilkinson, an die Universität zu Oxford geschickt.

Auch der Fürst der Wallachei, Mathei Basaraba, besorgte eine Gesetzsammlung für sein Land, im Jahre 1633—1644, und in der neueren Zeit folgte der Fürst Caradja dem Beispiele Callimachi, indem er eine Revision der Gesetze vornahm. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Geschichte zum Kranklachen.

(Schluß.)

So viel sich aber auch Herr Ganguernet auf seine vortrefflichen und klugen Streiche einbildete, ging doch seine Eitelkeit nicht so weit, daß er alle erzählt hätte, manchen verschwieg er weislich. Zu einem namentlich hat er sich nie bekannt, aus guten Gründen; denn verschiedene handfeste Personen hatten gedroht, dem Urheber die Ohren abzuschneiden, wenn sie ihn herausbekämen. Ganguernet hatte sich nämlich für die Verachtung rächen wollen, womit seiner Person in einer aristokratischen-Gesellschaft begegnet worden war, und zwar galt es keiner geringeren Person, als einer überaus alten Dame von überaus altem Adel, welche die vornehmste und abligste Gesellschaft in der Stadt Rennes und der Umgegend bei sich sah.

Diese würdige Dame hatte unter vielen alten Gewohnheiten ihres Standes und ihres Geschlechtes noch folgende zwei beibehalten: erstens, daß sie Leuten von gemeiner Herkunft nicht gestattete, sich in ihre Gesellschaft zu mischen; zweitens, daß sie sich in einer Säufte tragen ließ. Sie kommt auf einen Ball beim Ober-Präsidenten des Gerichtshofes, wo auch Ganguernet eingeladen war. Um Mitternacht verläßt sie die Gesellschaft und läßt sich nach Hause tragen; der Regen fiel kalt und in Strömen. Der Leser kennt die gewaltigen Dachungen; die sich in Provinzialstädten bis mitten auf die Straße hinüberstrecken und aus denen die Wasser des Himmels in gewaltig hohen Raskaden zur Erde herniederträufen. Gerade wie die Säufte unter einem solchen Guß vorbeikommt, erschallt rechts und links ein gellendes Pfeifen; vier handfeste verummelte Kerle kommen auf die Säufte los, die Träger laufen davon und lassen die Säufte stehen; die edle Dame glaubte nicht anders, ihr letztes Stündlein sey gekommen. Auf einmal fühlt sie's ge-

waltig kalt und naß auf ihrem Kopfe. Wie durch Zauberei war die Decke der Säufte hinweggenommen, und mitten hinein ergoß sich der Wasserfall aus der Dachtraufe mit kalten Strömen. Die arme Gefangene versucht die Thür zu öffnen, vergebens! In ihrer Noth steigt sie auf den Sitz in der Säufte, so daß sie sich mit dem Oberleib über den Rand hinausbeugen kann; in dieser Positur, gleich einem Teufel, den man in eine Kanzel gesperrt hat, fängt sie laut an, zu predigen und den Zorn des Himmels auf die Mordgesellen herab zu beschwören, die ihr dieses unmenschliche Tuschbad bereiteten. Die Wächter standen ganz in der Nähe und erwiderten alle Vorwürfe und Schimpfwörter nur durch die dehnlichsten Verbeugungen. Will man aber die ganze Grausamkeit und Schändlichkeit dieses Streiches recht ermessen, so füge man zu dem Bilde folgende zwei Umstände hinzu: die Dame war gepudert, und die Wächter trugen aufgespannte Regenschirme.

Zur Zeit, als ich Ganguernet kennen lernte, existirte er in dieser Eigenschaft bereits zehn Jahre. In der geistlosen, dumpfen trägen Gesellschaftslehre seiner Provinzialstadt pries man ihn laut als den jovialsten, lebenswürdigsten, anständigsten Menschen von der Welt. Nur Wenige gab es, die ihn innerlich verachteten, und zu diesen gehörte ich. Noch mehr, der Mensch kam mir entsetzlich vor. Diese grell rothen, beständig zum Lachen verzogenen Lippen waren mir schrecklich anzusehen; diese unbarmherzige Lustigkeit, die sich in alle Begebenisse des Lebens mengte und eindrangte, erweckte in mir Widerwillen, Unruhe und Ekel; es war mir, als grinsle mich die häßliche Fratze eines Kobolds in einem fort an. Das freche häßliche Wort, mit dem er zu Ende aller seiner Geschichten die Moral derselben aussprach, dieses beständige: „Ha, ha, zum Kranklachen“, schien mir trübseliger und bedrückender als das: *Frater, memento mori* eines Trappisten. Es abnte mir deutlich, daß dieser Mensch mit einem großen Unglück für Andere schwanger ging; ich sah voraus, daß er einmal ein zarteres Leben, bedeutlichere Verhältnisse mit seiner unseligen Lustigmacherei mißhandeln und tödtlich verlesen würde. Wollte Gott verhüten, so dachte ich bei mir, daß er nicht einmal bei einem frischen Grabe steht und spricht: „Ha, ha, zum Kranklachen!“

Kurz vor der Zeit, da ich Rennes verlassen sollte, luden mich etliche Freunde zu einer Jagdpartie ein. Ganguernet sollte dabei sehn. Wie ich den Namen hörte, verlor ich die halbe Lust und rechnete auf kein Vergnügen mehr. Doch stellte ich mich des anderen Morgens zur frühen Stunde bei meinem Freunde Ernst B. ein, mit dem ich zusammen ausreiten wollte.

Ganguernet kam zu gleicher Zeit mit mir. Wie wir eintraten, schloß Ernst eben einen Brief, verlegte ihn, adressirte ihn und legte ihn auf das Kamin. Ganguernet nahm ihn neugierig in die Hand und las die Aufschrift. „Sieh da, Du schreibst an Deine Schwägerin“, sprach er. — „Ja wohl“, erwiderte Ernst mit großer Ruhe; „ich benachrichtige sie, daß wir heute um sieben Uhr Abends nach der Jagd auf ihr Schloß kommen und diniren wollen. Wir sind unserer Funsjehn und müssen uns wohl anmelden, damit bei Zeiten für uns gesorgt wird. Sonst riskiren wir eine schlechte Bewirthung.“

Ernst schellte und übergab den Brief einem eintretenden Domestiken. Niemanden fiel es auf, daß Ganguernet mit dem Bedienten hinausschlüpfte und eine Weile draußen blieb. Wir ritten und jubren ab. Während der Jagd traf ich zufällig mit Ganguernet an einer Seite des Reviere zusammen, während unsere Freunde längs der anderen hinsprengten. „Heut' Abend wird's einen rechten Spaß geben“, hob Ganguernet an. — „Wie so?“ — „Denken Sie sich, ich habe dem Bedienten einen Louied'or gegeben, damit er den Brief nicht bestellt.“

„Haben Sie den Brief etwa in sich gesteckt?“ — „Nein, zum Kackul, ich habe dem Bedienten aesaat, es gelte einen hübschen Spaß, und er sollte den Brief nicht an Ernst's Schwägerin, sondern an ihren Mann, an B. den Aelteren, abgeben. Den muß er im Küstienbuse aufsuchen, wo er jetzt präsidirt. Wie wird der sich ärgern, wenn er erfährt, daß ihn heute Abend funsjehn hungrige Gesellen besuchen wollen! Das wird ihm das Herz abstoßen. Der alte Harvagon! Die Vorkellung, daß wir heute Abend Nord und Plünderung in seinen Keller und in seinen Säbnerhof bringen wollen, die wird ihn so grimmig machen, daß er im Stande ist, ein Duzend Inkalpaten unschuldig zu verurtheilen, um nur zeitig genug hinauszukommen und sein Hab' und Gut zu wahren.“ — „Mit Ihrer Erlaubniß“, erwiderte ich, „das ist ein böser Streich, den Sie uns da spielen, Herr Ganguernet.“

„Was“, sagte er, „zum Kranklachen wird's seyn. Und am allermeisten freue ich mich auf den Augenblick, wenn wir dort eintreffen. Prädigtiger Spaß! Die anderen Alle, hungria wie Wölfe und durstia wie Kameele, laufen auf's Schloß und verschlingen schon in Gedanken ihr excellentes Abendbrot. Da kommen sie schön an; es sezt nichts, gar nichts.“ — „E“, sagte ich, „warum erzählen Sie mir das? Glauben Sie denn, es würde mir mehr Spaß machen, als den Anderen? Und dann vergessen Sie nicht, Herr Ganguernet, daß Sie sich selber mit zum Besten haben.“ — „O, nicht doch, für mich habe ich gesorgt; ich habe ein kaltes Subn und eine Flasche Bordeaux-Wein mit. Die Hälfte steht Ihnen zu Diensten.“ — „Ich danke schönstens; ich will lieber schnell zu Ernst hinreiten und ihm die Sache sagen.“

„Ach Gott, mein Vetter“, rief Ganguernet, „was sind Sie doch für ein Mensch! Mit Ihnen kann man ja gar kein Wischen Spaß ansaugen.“

Ich ließ ihn allein und ritt eilhaft zu den Anderen hinüber. Ich fragte nach Ernst und erhielt zur Antwort, er hätte seinen Weg nach dem Schlosse seiner Schwägerin genommen. Eilhaft setzte ich ihm nach; ich wünschte sogar, ihm zuvorzukommen und Madame B. von dem Streich, den ihr Ganguernet gespielt, in Kenntniß zu setzen. Bei einer Wendung des Weges gewahrte ich in ziemlicher Entfernung vor mir Ernst, der auf das Schloß jurirt. Ich setzte mein Pferd in Galopp, um ihn einzubolen; es gelang mir beinahe; wie ich vor dem Hofthor anlangte, war Ernst so eben eingetreten. Ich wollte ihm nach; da